



Familienleitbilder

Norbert F. Schneider und Sabine Diabaté

Inhalt

1 Einleitung	2
2 Das Leitbildkonzept	4
3 Ergebnisse aus der Leitbildforschung	6
4 Zusammenfassung und Ausblick: Potenziale und Grenzen der Leitbildforschung	14
Literatur	16

Zusammenfassung

Die in der familiensozialen und familiendemografischen Forschung bislang dominierenden nutzenorientierten Handlungstheorien haben nur eine beschränkte Erklärungskraft. Neuere Arbeiten versuchen daher die Effekte kultureller Faktoren zur Erklärung des Wandels der Familie und der generativen Strukturen stärker zu berücksichtigen. Jedoch ist es häufig schwierig, „Kultur“ zu operationalisieren und so in die empirische Forschung einfließen zu lassen. Hier knüpft das Konzept der Familienleitbilder an, das bestehende kulturelle Skripte und Schemata in einer qualitativ und quantitativ operationalisierbaren Weise theoretisch neu fasst und somit empirisch messbar bzw. quantifizierbar macht. Leitbilder beinhalten umsetzbare Handlungsskripte und stellen so zentrale Orientierungen im Alltag dar. Sie sind entlang sozialer Milieus, Regionen und Kohorten diversifiziert und beeinflussen die Geschlechterverhältnisse, das Familienleben und die Familienentwicklung, indem sie Handlungsmuster vorgeben, die als erstrebenswert, erwünscht und erreichbar gelten. In diesem Beitrag werden die theoretischen Grundlagen des Leitbildkonzepts dargestellt, ihre mögliche empirisch-methodische Umsetzung erläutert sowie ausgewählte empirische Befunde präsentiert und Potenziale wie Grenzen der Leitbildforschung diskutiert.

N. F. Schneider (✉) · S. Diabaté
Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden, Deutschland
E-Mail: norbert.schneider@bib.bund.de; sabine.diabate@bib.bund.de

Schlüsselwörter

Familienleitbilder · Vereinbarkeit · Geschlechterverhältnisse · Wandel der Familie · Elternschaft

1 Einleitung

Der offenkundige Wandel der Familie seit den 1970er-Jahren wird als ‚Pluralisierung der Familienformen und der familialen Binnenstrukturen‘ interpretiert. Im Kern dieses Wandels steht aus demografischer Perspektive der zahlenmäßige Rückzug der so genannten ‚Ehelichen Kernfamilie‘. Charakteristisch für diese Familienform waren und sind die auf Dauer gestellte eheliche Lebensgemeinschaft von Mann und Frau und das Vorhandensein von gemeinsamen Kindern. Lebten in den 1960er-Jahren noch etwa neun von zehn Personen im mittleren Erwachsenenalter in dieser Familienform, sind es nach Daten des Mikrozensus 2016 heute nur noch 41 Prozent der 30- bis 45-Jährigen. Daneben getreten sind vielfältige andere Lebens- und Familienformen, etwa nichteheliche Lebensgemeinschaften mit und ohne Kinder, gleichgeschlechtliche Paare mit und ohne Kinder oder Alleinerziehende und Alleinlebende.

Als wesentliche Ursachen dieses Wandels der Familie sind aus ökonomischer Sicht veränderte Kosten-Nutzen-Relationen und Opportunitätskosten zu nennen. Während etwa der ‚Nutzen‘ der Institution Ehe abgenommen hat, sind die ‚Kosten‘ von Alternativen, wie etwa von nicht verheiratetem Zusammenleben, im Zeitverlauf gesunken. Dadurch sind neue Opportunitätsstrukturen entstanden, die zu verändertem Handeln führen.

Aus kulturoziologischer Perspektive stehen Prozesse der De-Institutionalisierung der Ehe, sich wandelnde Geschlechterverhältnisse sowie der Wandel der sozialen Konstruktion von Elternschaft und Kindheit im Fokus, die zum einen unmittelbar handlungsleitend sind und zum anderen wiederum Einfluss auf Kosten-Nutzen-Strukturen haben. Neu entstandene normative Konstrukte, etwa das der ‚verantworteten Elternschaft‘ (Kaufmann 1990), haben die ‚Kosten‘ von Elternschaft signifikant erhöht, wodurch ein negativer Impuls auf die Geburtenentwicklung in Deutschland unterstellt werden kann. Zur ‚Erhöhung der Kosten‘ von Elternschaft kommt es, da von Eltern heute intensiver denn je erwartet wird, dass sie ganz für ihre Kinder da sind und ihre Bedürfnisse hinter die der Kinder zurückstellen. Im Zuge der immer stärker in den Vordergrund getretenen Norm der verantworteten Elternschaft wird gerade von Müttern erwartet, dass sie ihre Erwerbstätigkeit ganz oder zumindest teilweise reduzieren, damit auf Erwerbseinkommen verzichten und möglichst viel Zeit mit ihren Kindern verbringen.

Nachdem lange Zeit ökonomische Handlungstheorien in der familiendemografischen Forschung dominierten, haben kulturelle Ansätze in den letzten dreißig Jahren eine höhere Aufmerksamkeit erfahren – die Rede ist vom ‚cultural turn‘, bei dem die nutzenorientierten Handlungstheorien, oft ist von Rational-Choice-Theorien die Rede, komplementär um kulturelle Erklärungsansätze ergänzt werden. Zahlreiche

Forschungsarbeiten dokumentieren die Fokussierung auf Kultur als ‚missing link‘ in der demografischen Forschung eindrücklich (Becker et al. 2010; Billari et al. 2009; McDonald 2000; Pfau-Effinger 1996, 2004, 2005; Böllert 1993; Lesthaeghe 1992; van de Kaa 1987). Dennoch stoßen die verschiedenen kulturellen Konzepte bei der Erklärung bestimmter Sachverhalte und Entwicklungen an ihre Grenzen. So können etwa fortbestehende Ost-West-Unterschiede ‚der Familie‘ in Deutschland (Schneider et al. 2012) durch die genannten Ansätze nicht hinreichend erklärt werden. Hier knüpft das Leitbild-Konzept an, das versucht, die Relevanz kultureller Skripte und Schemata empirisch sichtbar zu machen. Leitbilder (zurückgehend auf Wurzbacher 1958), so eine Kernannahme, fungieren als wichtiger Orientierungsrahmen im alltäglichen Leben, indem sie umsetzbare Handlungsskripte vorgeben. Sie variieren zwischen Kollektiven, d. h. entlang transnationaler Kulturräume und Regionen, aber auch nach Alter bzw. Generation, Geschlecht oder sozialen Milieus (Schneider et al. 2015). Nicht selten existieren konkurrierende Leitbilder nebeneinander. Die sie vertretenden Gruppen versuchen die Akzeptanz und Gültigkeit ihrer Leitvorstellungen auch gegen Widerstand anderer durchzusetzen. Handlungsorientierung gebende Leitbilder, so eine weitere Kernannahme, bestehen auf individueller und gesellschaftlicher Ebene. Sie prägen in ihrem Zusammenspiel die Familien- und Geschlechterkultur und damit das partnerschaftliche Zusammenleben, sowie die soziale Konstruktion von Kindheit und Elternschaft und damit die Beziehungen zwischen den Generationen. Leitbilder schaffen Kohärenz innerhalb einer Gesellschaft oder innerhalb bestimmter sozialer Milieus, indem sie vorgeben, was als erstrebenswert, erwünscht und erreichbar gilt.

Ausgehend von ihrer Bedeutung für die Lebensgestaltung können Familienleitbilder innerhalb des Lebensverlaufs stabil bleiben oder sich je nach gemachten Erfahrungen wandeln. Sie stehen immer in Wechselwirkung mit dem Erlebten und mit den situativen Lebensumständen. Bisweilen werden sie an diese Umstände angeglichen, etwa um kognitive Dissonanz zu vermeiden, oder aber man hält (hartnäckig) an ihnen fest, weil sie Orientierung und Sicherheit vermitteln. Auch auf gesellschaftlicher Ebene bewegen sich Leitbilder zwischen Stabilität und Wandel. Während manche Leitbilder in Teilen der Gesellschaft vergleichsweise stabil bleiben, etwa das Leitbild des männlichen Ernährers, haben sich andere wie das der komplementären Paarbeziehung stark gewandelt und finden nur noch in wenigen sozialen Kontexten Anklang.

Die Entwicklung einer stärker kulturell unterfütterten Perspektive bei der Erklärung des Wandels der Familie und der Familienentwicklungsprozesse hat Tradition (Überblick: Diabaté und Lück 2014, S. 51–52). Dennoch ist diese Perspektive in der empirischen Forschung heute noch immer unterrepräsentiert. Das mag daran liegen, dass kulturelle Phänomene theoretisch schwerer zu fassen und methodisch aufwändiger zu operationalisieren sind als jene Einflussgrößen, die in ökonomischen Erklärungen und Hypothesen zentral sind. Die unzureichende Beachtung kultureller Einflüsse wird hier als Herausforderung verstanden, den theoretischen Blick auf kulturelle Phänomene und ihren Einfluss auf familiales Verhalten zu schärfen und bestehende Konzepte weiterzuentwickeln. Persönliche und in der Gesellschaft wahrgenommene Familienleitbilder spielen eine große Rolle, wenn man verstehen will, warum Menschen Partner-

schaften eingehen oder sich trennen, Familien gründen oder kinderlos bleiben, klassische oder moderne Rollen in der Partnerschaft annehmen.

2 Das Leitbildkonzept

Der ‚Leitbild‘-Begriff wird vielfach verwendet, bleibt aber meist ohne klare Bestimmung. Eine Ausnahme stellt die Arbeit von Giesel (2007) dar: Sie systematisiert die Vielfalt der Verwendungen des Begriffs ‚Leitbild‘ und definiert Leitbilder als „sozial geteilte (mentale oder verbalisierte) Vorstellungen von einer erwünschten bzw. wünschenswerten und prinzipiell erreichbaren Zukunft, die durch entsprechendes Handeln realisiert werden soll“ (Giesel 2007, S. 245). Die Leitbildforschung am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung und die darin implementierten Studien (Datenerhebungen Familienleitbilder 2012, 2016; Diabaté et al. 2019; Schneider et al. 2015, 2016), die ausschnittsweise auch in Frankreich und Ungarn repliziert wurden, orientieren sich an dieser Definition, strukturieren das Konzept jedoch stärker, auch im Bemühen, es dadurch besser operationalisierbar und damit empirisch tragfähiger zu machen. Demnach ist ein Leitbild „ein Bündel aus kollektiv geteilten bildhaften Vorstellungen des ‚Normalen‘, das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem“ (Diabaté und Lück 2014, S. 56). Leitbilder basieren entsprechend auf der Verbindung unterschiedlicher Facetten von Werten, Normen und Frames. Leitbilder sind komplexe Visualisierungen, die Menschen und auch Organisationen zur Orientierung dienen. Zentral ist, dass Familienleitbilder intersubjektiv geteilt werden und für unterschiedliche Kollektive jeweils charakteristisch beschaffen sind. Sie sind spezifisch für sozial und regional diversifizierte Milieus und können dort jeweils einen hohen Grad an Homogenität erreichen. Insgesamt betrachtet sind kulturelle Familienleitbilder nicht die Summe aller individuellen Leitbilder. Vielmehr gewinnen sie durch ihre Institutionalisierung und alltägliche soziale Reproduktion eine eigenständige Realität (Lück und Diabaté 2015; Lück et al. 2017).

Leitbilder können Vorstellungen zu normalen *Zuständen* beinhalten: Etwa zu einer als passend erachteten Kinderzahl, dann sprechen wir von *strukturellen* Leitbildern. Sie können auch Vorstellungen zu ‚passenden‘ *Abläufen* beinhalten, etwa zum ‚richtigen‘ Alter bei der Familiengründung. Diese bezeichnen wir als *prozessuale* Leitbilder. Zu diesen gehören auch die sogenannten Life Scripts, die Janssen und Rubin (2011, S. 291) als „culturally shared expectations about the timing of life events in an idealized life course“ definieren.

Ein zentraler Ausgangspunkt der Leitbildforschung ist die Annahme, dass Leitbilder auf individueller und gesellschaftlicher Ebene existieren. In der Operationalisierung und empirischen Erhebung spiegelt sich dies darin wider, dass zunächst gefragt wird, was eine Person persönlich zu einem bestimmten Thema meint, etwa ob sie der Aussage zustimmt, dass es heutzutage etwas ganz Normales sei, keine Kinder zu haben. Anschließend wird ihre Einschätzung erfragt, was die Allgemeinität zu dieser Aussage meint. Adressiert werden damit die subjektiv wahrgenommene, mutmaßlich vorherrschende Meinung und das ‚angemessene Verhalten‘, wie

sie im Alltag vermittelt, erlebt und erlernt werden. Die standardisierte Erschließung bietet neben den bereits bestehenden gleichwertigen qualitativen Zugängen (Everts-son und Grunow 2016; Lüscher 1997) die Möglichkeit einer umfassenden quantitativen Erfassung von kulturellen Orientierungen sowie einer theoretisch-argumentativen Verknüpfung qualitativer und quantitativer Zugänge.

Individuelle und gesellschaftliche Leitbilder beeinflussen sich gegenseitig: So werden persönliche Leitbilder in der zwischenmenschlichen Interaktion (z. T. unbewusst) ausgetauscht, woraus gesellschaftliche Leitbilder hervorgehen können. Insofern entstehen gesellschaftliche Leitbilder auch über die Masse ähnlich figuriert individueller Leitbilder. Gleichzeitig prägen kulturelle Leitbilder individuelle Leitbilder, in dem sie adaptiert, nebenbei erlernt oder in der Sozialisation gezielt vermittelt werden. Ihren Ursprung haben Familienleitbilder vornehmlich in der Herkunftsfamilie und im unmittelbaren sozialen Umfeld. Das Verhalten, das man dort regelmäßig an den Mitmenschen beobachtet, erscheint einem mit der Zeit selbstverständlich und es kann die Vorstellung entstehen, dass es ‚alle so machen‘ und man es auch so machen sollte. Neben den Menschen, die einem begegnen, spielen auch die Medien eine große Rolle. Fernsehserien und Werbung etwa vermitteln den Betrachtern ein – nicht notwendigerweise realistisches – Bild davon, wie Familienleben (angeblich) normalerweise aussieht.

Gesellschaftliche Leitbilder beeinflussen das Handeln und Meinen, indem sich Akteure daran orientieren und dabei zu Habitualisierungen tendieren und/oder bestimmte Frames wählen und entsprechend gewohnheitsmäßig agieren, ähnlich wie es die Theorie der Frame-Selektion unterstellt (Esser 1990). Ihr zufolge können Akteure, statt eine bewusste und rationale Abwägung von Kosten und Nutzen anzustellen, auch auf eine unreflektiert ablaufende Handlungsroutine (Skript) zurückgreifen. Voraussetzung dafür ist, dass die Situation, in der sie sich befinden, in eine kulturell vorgefertigte Kategorie von Situationen (Frames) passt, für die ein entsprechendes Skript definiert ist (vgl. Abb. 1).

Das hier dargestellte Leitbild-Konzept weist einige Parallelen zur Verwendung bei Pfau-Effinger auf, die Leitbilder im Familienkontext als „typical societal ideal representations, norms and values regarding the family and the societal integration of women and men“ (Pfau-Effinger 2004, S. 382) skizziert. Leitbilder sind demnach sozial geteilte Vorstellungen, wie sie etwa in der *Theory of Planned Behavior* (Ajzen 1985), in der *Rollentheorie* (Dahrendorf 1958) oder in der *Theorie der Frame-Selektion* (Esser 1990, 1991, 2020) thematisiert werden. Zudem können Leitbilder im Sinne der *Theory of Conjunctural Action* (Johnson-Hanks et al. 2011) als Skripte und Schemata verstanden werden, sie bilden hier eine Schnittstelle.

Der Vorschlag für einen Leitbild-Ansatz setzt an diesen Theorien an und kombiniert die bestehenden Grundideen teilweise neu. In Abgrenzung zu Werten, Normen und Frames sind Leitbilder Bündel, die mehrere miteinander verknüpfte, häufig bildhafte kulturelle Vorstellungen in sich vereinen. Diese Vorstellungen können jeweils einem Wert, einer Norm oder einem Frame entsprechen, je nachdem ob sie am ehesten den Charakter des (1) Gewünschten, (2), des Erwünschten oder (3) des als selbstverständlich Vorausgesetzten aufweisen. Am häufigsten treten diese drei Eigenschaften gemeinsam auf: Das was mutmaßlich ‚alle‘ ‚schon immer‘ so getan

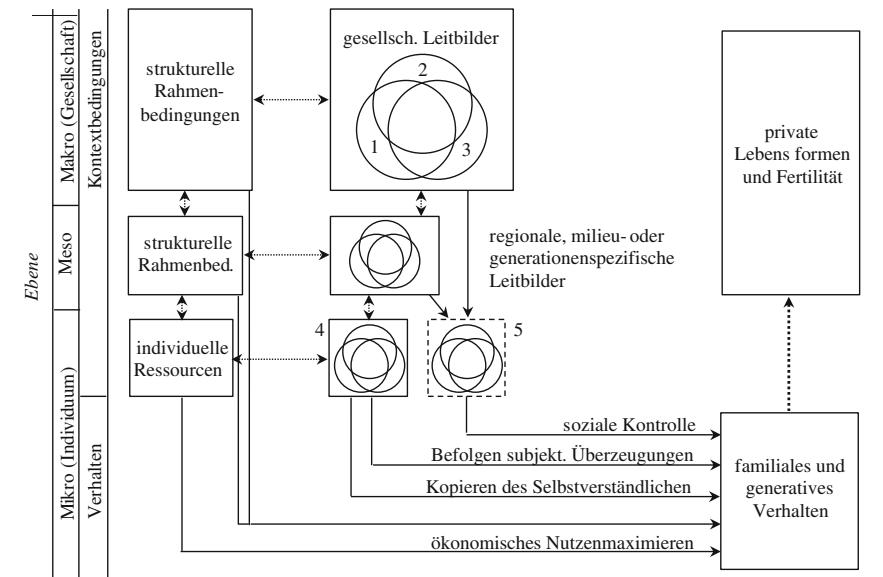


Abb. 1 Modell zur Erklärung familialen Verhaltens. (Quelle: Diabaté und Lück 2014, S. 60, eigene schematische Darstellung)

und gedacht haben, wird typischerweise auch von vielen Menschen in der Gesellschaft als gut und richtig angesehen und als sozial erwünscht empfunden. Die Eigenschaften beschreiben das, was als ‚angemessen‘ bezeichnet werden kann. Demnach sind Leitbilder zumeist ein Konglomerat von Normalitätsvorstellungen und dafür prädestiniert, Handeln zu beeinflussen.

3 Ergebnisse aus der Leitbildforschung

Im Rahmen der Studie ‚Familienleitbilder (FLB)‘¹ wurden vorherrschende Familienleitbilder von jungen Menschen in Deutschland identifiziert, die die Partnerschaft, die Eltern-Kind-Beziehung und den Kinderwunsch bzw. die Entscheidung für oder gegen (weitere) Kinder beeinflussen. Durch ihren längsschnittlichen Charakter lassen sich auch die Fragen beantworten, wie stabil die persönlichen Familienleitbilder im Zeitverlauf sind und welche Effekte Übergänge im Lebensverlauf, wie z. B. Familiengründung und -erweiterung, auf ihre Stabilität haben.

¹ Methodenbericht zu beiden Wellen: Wolfert et al. 2017, *scientific use file* bei Gesis zur ersten Welle vgl. Schneider et al. 2016.

3.1 Studiendesign und Operationalisierung

In der Familienleitbildstudie wurden 2012 ca. 5000 repräsentativ ausgewählte Personen, die zwischen 1973 und 1992 geboren sind, telefonisch befragt. Im Jahr 2016 wurde eine Wiederholungsbefragung bei 1858 Personen realisiert. Dabei kam das in weiten Teilen gleiche Messinstrument zum Einsatz. Durch den beobachteten Zeitraum von vier Jahren ist es möglich, die Veränderungen im Familienleben zu erfassen und zu untersuchen, welche Wechselwirkungen es zwischen Leitbildern und der Lebensgestaltung gibt. In der Studie werden beide Arten von Leitbildern adressiert, die mutmaßlich mit familienrelevanten Strukturen und Übergängen in Verbindung stehen: Im Rahmen *strukturbezogener* Leitbilder waren Normalitätsvorstellungen zu einer idealen Ausgestaltung der partnerschaftlichen und elterlichen Rollen und damit auch die Aufgabenteilung zwischen Mutter und Vater sowie die Erwartungen an eine ideale Elternschaft bedeutsam. Daneben wurden auch die Themenkomplexe Kinderwunsch, Kinderlosigkeit und Kinderreichtum im Fragebogen erfasst. *Prozessorientierte* Leitbilder wurden dadurch ermittelt, indem das als ideal erachtete Erstgebärlalter sowie normativ wahrgenommene Altersgrenzen für eine Familiengründung und -erweiterung erfragt wurden. Um die Wechselwirkungen zwischen den Leitbildern und der Alltagsgestaltung untersuchen zu können, wurde die Lebenssituation der Befragten erfasst. Eine weitere Besonderheit der Studie liegt darin, dass individuelle und gesellschaftliche Leitbilder erfasst wurden. Dabei sollten die Befragten zunächst anhand verschiedener Aussagen (z. B. „Ein Mann muss seine Familie allein ernähren können“) angeben, inwieweit diese ihren eigenen persönlichen Vorstellungen von Familienleben entsprechen. In einem zweiten Schritt sollten sie anhand der gleichen Aussagen einschätzen, ob die Allgemeinheit der (anderen) Menschen in Deutschland diese Vorstellungen teilt. Die Häufigkeit, mit der Befragte den Aussagen zustimmen, lässt Rückschlüsse auf die Verbreitung bestimmter Familienleitbilder zu – bei den persönlichen wie den in der Gesellschaft wahrgenommenen Leitbildern.

3.2 Vielfalt und Wandel von Familienleitbildern

3.2.1 Zur Vielfalt von Familienleitbildern

Leitbilder existieren in differenten sozialen Milieus in unterschiedlichen Varianten. Anhand einiger Indikatoren zur Akzeptanz der öffentlichen Kinderbetreuung lassen sich solche sozialstrukturellen Unterschiede gut darstellen. Die Betreuung der Kinder in öffentlichen Einrichtungen ist eine der zentralen Säulen, um Müttern und Vätern eine wunschgemäße Teilhabe am Erwerbsleben zu ermöglichen. Nach dem Inkrafttreten des Bundeselterngeldgesetzes 2007 begann auch in Westdeutschland ein forciertes Ausbau der Kinderbetreuungsinfrastruktur, zum Teil begleitet von Kritik und Skepsis im Hinblick auf etwaige ungünstige Folgen für die kindliche Entwicklung. Bis etwa 2012 bestand in Westdeutschland die verbreitete Sorge, dass familienexterne Betreuung der kindlichen Entwicklung schaden könne. Nur allmählich hat das Leitbild, für das Kind sei es am besten, wenn es von seiner Mutter betreut

Tab. 1 Zustimmung zur Aussage: „Kinder zwischen einem und drei Jahren leiden, wenn sie überwiegend in einer Kita oder Krippe betreut werden“; nach Geschlecht, Bildung und Wohnort zu beiden Erhebungszeitpunkten (Zustimmung in %)

		2012	2016
Geschlecht	Männlich	41	34
	Weiblich	42	34
Formaler Bildungsabschluss	Niedrig/mittel	46	37
	Hoch	31	25
Wohnort	West	46	39
	Ost (inkl. Berlin)	21	15

4er-Skala: Die Kategorien „Stimme voll und ganz zu“ und „Stimme eher zu“ wurden zusammengefasst, Quelle: Leitbildstudie FLB 2012 und 2016, Daten gewichtet

wird, im Westen an Bedeutung eingebüßt. Betrachtet man die Skepsis gegenüber der Krippenbetreuung nach Geschlecht, formaler Bildung oder Wohnort im Erhebungsjahr 2012, zeigen sich Unterschiede und Gemeinsamkeiten (vgl. Tab. 1): Während zwischen Männern und Frauen keine nennenswerten Unterschiede bestehen, sind die Differenzen nach Bildungsgruppen signifikant. Unter den Befragten mit höherem Abschluss ist die Skepsis deutlich geringer. Diese Gruppe hat weniger Vorbehalte, weil sie seltener klassische Rollenbilder vertritt und daher auch der externen Kinderbetreuung offener gegenübersteht. Am größten sind die Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland. Während 2012 nur 21 % der jungen Erwachsenen in den ostdeutschen Bundesländern skeptisch waren, waren es im Westen mit 46 % mehr als doppelt so viele.

3.2.2 Stabilität und Wandel von Familienleitbildern

Kulturelle Leitbilder sind beständig. Wenn sie sich wandeln, erfolgt dieser Prozess oft langsam und eher in Form einer Adaptierung an veränderte Rahmenbedingungen als einer grundlegenden Veränderung. Auch individuelle Leitbilder können sich wandeln entlang des Lebenslaufs und bei Übergängen wie etwa dem zur Elternschaft.

Betrachtet man die Veränderung der Skepsis gegenüber der Krippenbetreuung im Zeitverlauf anhand der beiden Befragungszeitpunkte 2012 und 2016, wird ein deutlicher Rückgang bei allen Gruppen erkennbar (vgl. Tab. 1). Bemerkenswert ist, dass dieser Wandel in allen betrachteten Gruppen insofern in ähnlichem Umfang stattfand, als der Anteil der zustimmenden Personen jeweils zwischen sechs und neun Prozentpunkten sank. Dies verweist auf eine als durchaus erheblich zu qualifizierende Veränderung im Sinne einer deutlich gewachsenen Akzeptanz familienexterner Kinderbetreuung in Deutschland. In Relation zum Ursprungswert ist der Rückgang der Zustimmung in jenen Gruppen besonders ausgeprägt, wo schon 2012 eine geringere Zustimmung vorlag. Also etwa in Ostdeutschland, wo ein Rückgang der Zustimmung von 21 auf 15 Prozent stattgefunden hat.

Entlang des Lebenslaufs und hier vor allem bezogen auf die Geburt eines (weiteren) Kindes ergibt sich dagegen ein etwas anderes Bild. Zwar ist auch hier bei allen betrachteten Lebenslaufmustern eine Erhöhung der Akzeptanz der externen Kinderbetreuung zu beobachten. Bei Paaren, die zwischenzeitlich ein Kind bekom-

men haben, ist die Veränderung mit 11 bzw. mit 10 Prozentpunkten jedoch etwas stärker ausgeprägt als bei den Gruppen, die kein (weiteres) Kind bekommen haben (vgl. Abb. 2).

Offenbar, so lassen sich diese Daten deuten, moderieren Erfahrungen mit eigenen Kindern die subjektive Bewertung der Folgen externer Kinderbetreuung im Sinne einer zurückgehenden Skepsis. Daneben dürfte die zunehmende Akzeptanz durch weitere Faktoren hervorgerufen worden sein. So könnte sich im Zeitverlauf die Qualität der Betreuung verbessert haben, was ein Beispiel dafür wäre, dass eine Veränderung einer objektiven Rahmenbedingung die veränderte Haltung erklärt. Verändert haben können sich jedoch auch die Leitbilder, etwa im Kontext der Zunahme der Betreuungsquote, wodurch die Inanspruchnahme familienexterner Kinderbetreuung entdramatisiert wurde und es in weiten Teilen der Gesellschaft nun als „normal“ angesehen wird, ein Kleinkind im Krippenalter bereits extern betreuen zu lassen (Diabaté et al. 2017). Verstärkt worden sein könnte dieser Wandlungsprozess auch durch die mediale Begleitung der Entwicklung und durch veränderte öffentliche Diskurse im Hinblick auf die Folgen externer Kinderbetreuung.

Dennoch bestehen im internationalen Vergleich erhebliche Unterschiede im Hinblick auf Sorgen und Ängste, die mit einer externen Betreuung kleiner Kinder verbunden werden. Nach Daten des ‚International Social Survey Programme‘, an dem derzeit über 50 Länder beteiligt sind, zeigt sich die Varianz zwischen den Ländern etwa am Beispiel der Frage ‚Ein Kleinkind leidet, wenn seine Mutter berufstätig ist‘. Am höchsten ist die Zustimmung in Südkorea mit 69 %, am geringsten in Ostdeutschland mit 17 % (vgl. Abb. 3). Dabei zeigt sich eine ausgeprägte Kovarianz: Ausgeprägte Befürchtungen variieren negativ mit der Geburtenrate.

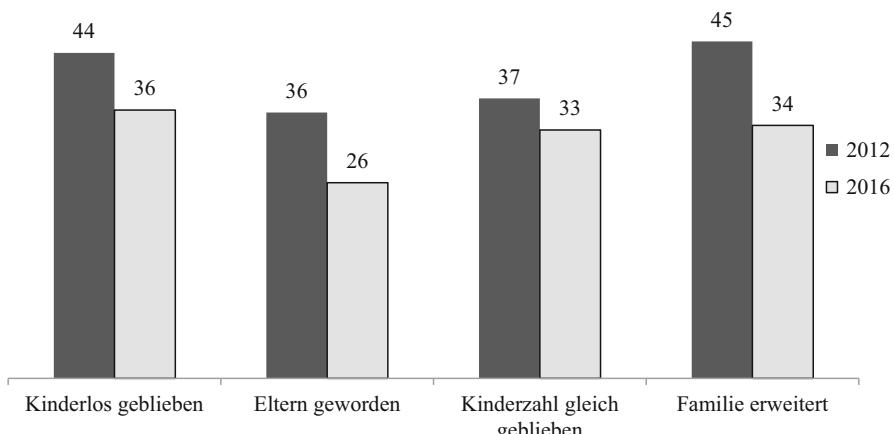


Abb. 2 Persönliche Meinung: „Kinder zwischen einem und drei Jahren leiden, wenn sie überwiegend in einer Kita oder Krippe betreut werden“ zu beiden Erhebungszeitpunkten (Zustimmung in %). 4er-Skala: Die Kategorien „Stimme voll und ganz zu“ und „Stimme eher zu“ wurden zusammengefasst. (Quelle: Leitbildstudie FLB 2012 und 2016, Daten gewichtet)

Abb. 3 Zustimmung in ausgewählten Ländern zur Frage: Ein Kleinkind leidet, wenn seine Mutter berufstätig ist. (in Prozent). (Datenquelle: ISSP 2012, eigene Berechnungen)

Land	Zustimmung in %
Südkorea	69
Österreich	58
Polen	45
Frankreich	34
Norwegen	16
West-Deutschland	38
Ost-Deutschland	17

3.3 Wechselwirkungen von Leitbildern und biografischen Ereignissen

Zentrale biografische Ereignisse wie etwa die Geburt eines Kindes sind im Hinblick auf Timing, Häufigkeit und Auftreten durch Familienleitbilder beeinflusst. Auch können sich bestimmte Facetten der Familienleitbilder durch solche Übergänge verändern: So werden die Leitbilder zur partnerschaftlichen Aufgabenteilung bei vielen Paaren an die faktische Situation adaptiert, wenn die Geschlechter nach der Familiengründung wieder eine traditionelle Arbeitsweise aufnehmen (Grunow und Baur 2014; Grunow et al. 2007; Schulz und Blossfeld 2006). Die Geburt eines Kindes kann auch die Vorstellungen zur idealen Ausgestaltung der Eltern-Kind-Beziehung beeinflussen. Offenbar findet ein Abgleich der Leitbilder mit der Lebenswirklichkeit statt. Mithin ist von zwei Wirkmechanismen auszugehen:

- Leitbilder beeinflussen Handlungen (z. B. den Übergang zur Elternschaft), und
- handlungsbasierte Erfahrungen, etwa im Zuge des Übergangs zur Elternschaft, beeinflussen Leitbilder.

3.3.1 Leitbilder und ihre Effekte auf Wahlhandlungen

Es stellt sich die Frage, ob die wahrgenommenen Anforderungen an eine gute und gelingende Elternschaft eine Hürde für die Entscheidung zum Kind darstellen. Das von Kaufmann (1990) formulierte Konzept der verantworteten Elternschaft beinhaltet die Vorstellung, dass Elternschaft sehr voraussetzungsvoll und auch zeitintensiv ist. Im Kontext dieser gestiegenen Anforderungen fühlen sich viele Eltern verpflichtet, sich eingehend über Fragen zum Thema Kindheit und Erziehung zu informieren und ihre eigenen Bedürfnisse zugunsten ihrer Kinder zurückzustellen. Diese Bedeutung des Leitbildes der verantworteten Elternschaft zeigte sich in der ersten Befragung 2012, und grundsätzlich hat sich in den letzten vier Jahren an diesem Bild wenig verändert (vgl. Abb. 4). Wie bereits 2012 sind auch heute junge Menschen in Deutschland mehrheitlich der Meinung, Kindererziehung sei eine verantwortungsvolle Aufgabe, die mit dem nötigen Ernst angegangen werden müsse. Allerdings zeigen sich in der zweiten Befragung leichte Anzeichen dafür, dass der Erwartungsdruck an (potenzielle) Eltern leicht zurückgegangen zu sein scheint. Das gestiegene

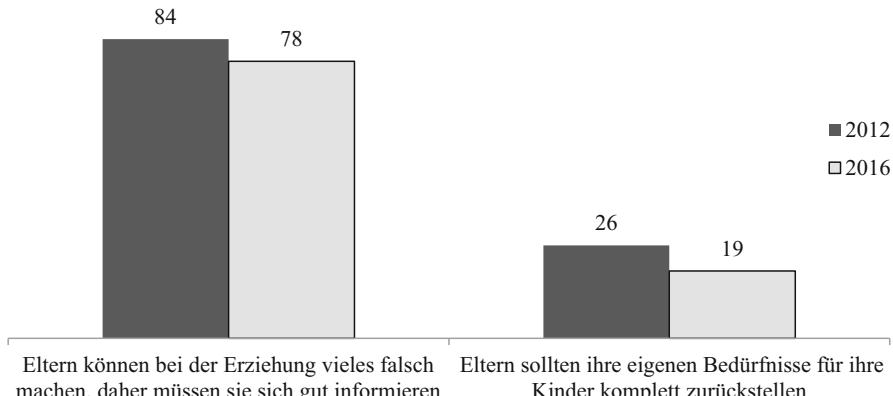


Abb. 4 Zustimmung zu Aussagen über verantwortete Elternschaft zu beiden Erhebungszeitpunkten (in %). 4er-Skala: Die Kategorien ‚Stimme voll und ganz zu‘ und ‚Stimme eher zu‘ wurden zusammengefasst. (Quelle: Leitbildstudie FLB 2012 und 2016, Daten gewichtet)

Alter der Befragten und mögliche Selektionseffekte bei der Population der Wiederbefragten wurden statistisch kontrolliert und können als potenzielle Treiber jener Entwicklung vernachlässigt werden. Allerdings sind die auf Elternschaft gerichteten Leitbilder weiterhin sehr anspruchsvoll, so sind beim Thema ‚Informationspflicht‘ auch 2016 mehr als drei Viertel der Befragten (78 %) der Meinung, dass Eltern bei der Erziehung vieles falsch machen können und sich daher gut informieren müssten, im Jahr 2012 waren das aber noch 84 %. Zudem sind weniger Befragte der Auffassung, dass Eltern ihre eigenen Bedürfnisse komplett hinter die ihrer Kinder zurückstellen sollten (19 % im Vergleich 26 % im Jahr 2012).

Die hohe Zustimmung zum Leitbild der verantworteten Elternschaft könnte eine Ursache für die niedrige Geburtenrate in Westdeutschland sein. Mancher mag eine Familiengründung aufschieben oder sie ganz ausschließen aus Sorge davor, den Anforderungen nicht gerecht werden zu können oder seinen Lebensstil zugunsten der Kinder besonders stark verändern zu müssen. Vergleicht man den Anteil der auch 2016 noch kinderlosen Befragten nach Zustimmung und Ablehnung zu den Aussagen über verantwortete Elternschaft, dann bestätigt sich diese Annahme: Während von denjenigen, die 2012 der Frage ‚Eltern können bei der Erziehung vieles falsch machen, daher müssen sie sich gut informieren‘ zustimmten, in den darauffolgenden vier Jahren 53 % kinderlos blieben, waren es bei denjenigen, die dies ablehnten, nur 37 %. Das gleiche Muster findet sich bei der Forderung, Eltern müssten ihre eigenen Bedürfnisse komplett hinter die ihrer Kinder zurückstellen. Auch hier blieben von denjenigen, die dieser Aussage 2012 zustimmten 52 % kinderlos, während von denjenigen, die dies ablehnten, nur 40 % kinderlos blieben. Die in beiden Fällen hoch signifikanten Befunde verweisen darauf, dass Personen, die gelassener mit den Anforderungen umgehen, eher Eltern werden (ausführlicher bei Ruckdeschel 2015).

3.3.2 Lebensereignisse und ihre Auswirkungen auf die Leitbilder

Im Hinblick auf die an Eltern und an ‚gute‘ Elternschaft gerichteten Ansprüche scheint der Übergang zur Elternschaft selbst einen gewissen Einfluss auf die individuellen Leitbilder zu haben. Betrachtet man die Zustimmung in beiden Erhebungen zu einer zentralen Dimension des Leitbilds der verantworteten Elternschaft, dem Gebot für Eltern im Sinne von ‚Eltern sollten ihre eigenen Bedürfnisse für ihre Kinder komplett zurückstellen‘, zeigt sich im Zeitverlauf ein Rückgang der Zustimmung bei allen Gruppen, besonders ausgeprägt aber bei denen, die ihr erstes Kind bekommen haben. Der Anteil der Zustimmenden sinkt hier von 30 % auf 14 %, bei den weiterhin Kinderlosen sinkt die Zustimmung von 28 % auf 19 %. Der Übergang zum zweiten Kind hat dagegen wenig Einfluss, die Zustimmung bleibt mit 15 % im Vergleich zu 17 % vier Jahre zuvor nahezu unverändert.

Im Längsschnittvergleich wird ein differenzierteres Bild erkennbar (vgl. Abb. 5). Bei über der Hälfte der Befragten, die zwischenzeitlich keine (weiteren) Kinder bekommen oder ein weiteres Kind bekommen haben, blieb die Einstellung stabil. Befragte, die erstmals Eltern geworden sind, haben hingegen nur zu 37 % ihr Antwortverhalten beibehalten. Sie äußern nach der Geburt ihres ersten Kindes zu

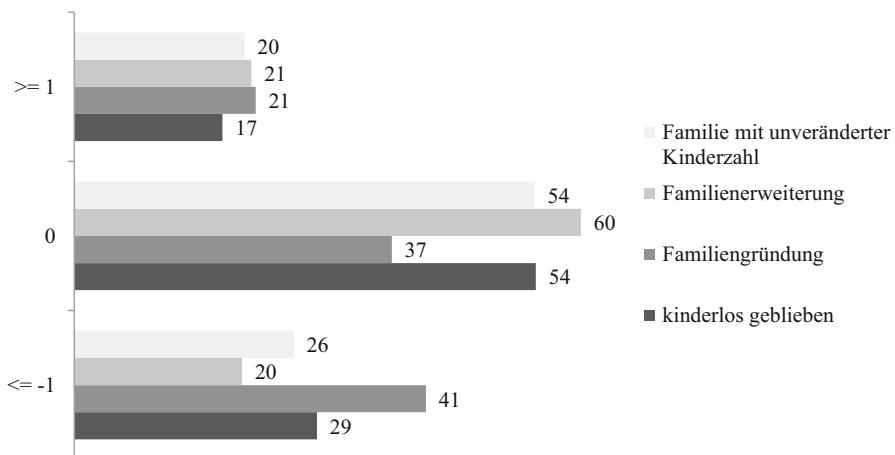


Abb. 5 Veränderung der Zustimmung zum Item ‚Eltern sollten ihre eigenen Bedürfnisse für ihre Kinder komplett zurückstellen‘ im Zeitverlauf, differenziert nach vier Lebenslaufmustern (in %). Anm.: (0 = Einstellung ist gleich geblieben; positive Zahlen = die Zustimmung ist in der zweiten Welle größer als in der ersten Welle; negative Zahlen = die Zustimmung ist in der zweiten Welle geringer als in der ersten Welle) (mit Gewichtung (Für die Analyse der Daten wurde eine Gewichtungsvariable erstellt. Sie nimmt sowohl die Designgewichtung im Rahmen des Dual-Frame-Ansatzes als auch eine praxisübliche Redressmentgewichtung vor, die Verzerrungen aufgrund von systematischen Antwort-verweigerungen korrigiert, indem sie die Stichprobenverteilungen an Eckdaten der amtlichen Statistik anpasst. In der Redressmentgewichtung wurden die Randverteilungen bezüglich Alter, Geschlecht, Familienstand, Bildung sowie die regionale Verteilung nach Bundesland und BIK-Gemeindetypen berücksichtigt (Lück et al. 2013).): kinderlos geblieben: N = 754, Familiengründung: N = 151, Familienerweiterung: N = 173; Familie mit unveränderter Kinderzahl: N = 602, Datenquelle: Leitbildstudie FLB 2012 und 2016, Daten gewichtet

größeren Teilen (41 %) eine geringere Zustimmung als davor. Etwa ein Fünftel der Befragten stimmt dem Leitbild, die eigenen Bedürfnisse hinter die des Kindes zurückzustellen, nun im Unterschied zur ersten Erhebung zu, wobei keine Unterschiede zwischen den hier abgebildeten Lebenslaufmustern zu beobachten sind.

3.4 Individuelle versus gesellschaftliche Familienleitbilder

Zahlreiche Ergebnisse aus der Leitbildforschung zeigen, dass sich individuelle und gesellschaftliche Leitbilder unterscheiden. Oftmals sind die in der Allgemeinheit wahrgenommenen Leitbilder konservativer und restriktiver als die individuell vertretenen. Nach diesen Befunden kennzeichnen weniger voraussetzungsreiche, tolerantere und ‚moderne‘ persönliche Vorstellungen die individuellen Leitbilder, während die als gesellschaftliche Leitbilder wahrgenommenen Muster meist signifikant traditioneller enger gefasst und starrer sind. Ob dahinter lediglich eine wahrgenommene Abweichung von Vorstellungen steht oder auch konflikthafte und belastende Handlungssituationen, ist bislang ungeklärt. Es kann aber angenommen werden, dass bei einigen Paaren und Familien dieses Spannungsverhältnis nicht immer reibungslos bewältigt wird. Einige Hinweise deuten auch darauf hin, dass hinter diesen Diskrepanzen Diskriminierungserfahrungen stehen können, etwa bei kinderreichen Familien (mit mindestens drei Kindern), die sich in der Gesellschaft häufiger benachteiligt und stigmatisiert fühlen als Familien mit einem oder mit zwei Kindern (Diabaté und Ruckdeschel 2016). Verhaltensabweichungen von dem, was als ‚normal‘ gilt und innerhalb eines gesellschaftlichen Mainstreams eingeordnet werden kann, können Stigmatisierungen mit sich bringen. Akteure, die solche antizipieren, werden häufiger dazu neigen, ihr Handeln an diesen Leitbildern auszurichten, um Diskriminierungen zu vermeiden.

Ein Beispiel für signifikante Unterschiede zwischen individuellen und gesellschaftlichen Leitbildern zeigen sich wiederum beim Leitbild der verantworteten Elternschaft (vgl. Abb. 6). Bezogen auf den Indikator ‚Zurückstellung der Bedürfnisse der Eltern hinter die des Kindes‘ ist die persönliche Zustimmung mit 12 % bzw. 18 % gering. Im Hinblick auf das wahrgenommene gesellschaftliche Leitbild sind die Zustimmungswerte dagegen deutlich höher. Die Daten zeigen hier noch einen weiteren bedeutsamen Aspekt. Kinderlose nehmen sehr viel stärker als Eltern einen hohen Erwartungsdruck wahr. Je niedriger der wahrgenommene Erwartungsdruck, so lassen sich diese Befunde interpretieren, desto wahrscheinlicher ist der Übergang zu einem (weiteren) Kind.

Umgekehrt scheint die subjektive Erfahrung mit gesellschaftlichen Situationen und Erwartungen auch dazu führen zu können, dass im Zusammenhang mit der eigenen familialen Situation ein sozialer Druck empfunden wird, einem bestimmten kulturellen Mutterleitbild zu entsprechen. So können die Unterschiede zwischen individuellen und gesellschaftlichen Leitbildern gerade bei Personen, die die Geburt eines weiteren Kindes erfahren haben, gedeutet werden. Nur 15 % stimmen dem traditionellen Mutterbild zu, aber mehr als die Hälfte meint, dass dieses Leitbild in der Gesellschaft weiterhin vorherrscht (vgl. Abb. 7).

Abb. 6 Persönliche und wahrgenommene Zustimmung zum Item „Eltern sollten ihre eigenen Bedürfnisse für ihre Kinder komplett zurückstellen“ 2016 (in %). 4er-Skala: Die Kategorien ‚Stimme voll und ganz zu‘ und ‚Stimme eher zu‘ wurden zusammengefasst.
kinderlos geblieben: N = 926, Familiengründung: N = 146, Familienerweiterung: N = 173. (Quelle: Leitbildstudie FLB 2012 und 2016, Daten gewichtet)

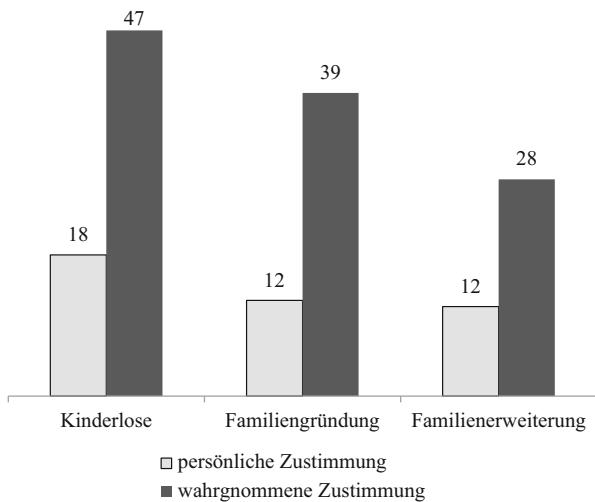
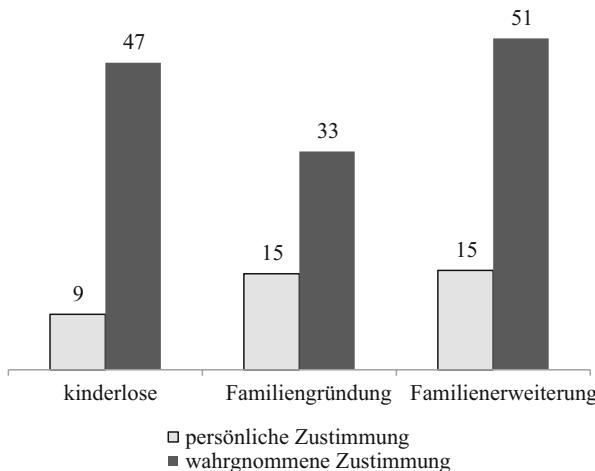


Abb. 7 Persönliche und wahrgenommene Einstellung zum Item ‚Für ein Kind zwischen einem und drei Jahren ist es das Beste, wenn es nur von der Mutter betreut wird‘ 2016 (Zustimmung in %). 4er-Skala: Die Kategorien ‚Stimme voll und ganz zu‘ und ‚Stimme eher zu‘ wurden zusammengefasst;
kinderlos geblieben: N = 926, Familiengründung: N = 146, Familienerweiterung: N = 173. (Quelle: Leitbildstudie FLB 2012 und 2016, Daten gewichtet)



4 Zusammenfassung und Ausblick: Potenziale und Grenzen der Leitbildforschung

Die dargestellten Ergebnisse motivieren dazu, die leitbildbezogene Perspektive auf bevölkerungswissenschaftliche Phänomene theoretisch und methodisch weiterzuentwickeln. Beispielsweise können hier neue standardisierte Messinstrumente entwickelt werden, um Leitbilder in bestimmten Milieus, bei Zuwanderergruppen oder aber zwischen Generationen zu messen. Hierdurch können wichtige Erkenntnisse erzielt werden. Bedeutsam wäre es zudem, die bisherigen Befunde durch alternative Indikatoren zu validieren und Leitbilder auch zu weiteren Aspekten des Familienle-

bens und darüber hinaus zu operationalisieren. Auch können mithilfe der Medienwirkungsforschung Leitbilder in ihrer medialen Form und deren Wirkung auf die Konsumenten gemessen werden. Bislang ist noch wenig darüber bekannt, wie die Massenmedien Leitbilder transportieren, stabilisieren oder auch Veränderungen in Gang setzen. Ebenso sind internationale Vergleiche, die derzeit mit Frankreich, Ungarn und zu Teilen mit Japan in Bearbeitung sind, vielversprechend. Erfahrungen der Value-of-Children-Forschung (Mayer und Trommsdorff 2010) haben gezeigt, dass Ländervergleiche dazu beitragen können, familiendemografische Sachverhalte besser zu erklären. Dies scheint in vergleichbarer Weise auch für die Leitbildforschung zuzutreffen.

Im Kern der weiter zu entwickelnden Leitbildforschung stehen folgende Fragen:

- Wie *stabil* sind Familienleitbilder im Lebensverlauf: Bleiben Leitbilder langfristig stabil oder werden sie im Lebensverlauf situativ modifiziert und an sich verändernde Lebensumstände angepasst? Entlang dieser Fragestellung können neue Erkenntnisse darüber gewonnen werden, unter welchen Bedingungen kulturelle Vorstellungen zu Stabilität und Wandel des Familienlebens beitragen. In diesem Kontext erscheint es gewinnbringend, für die künftige Leitbildforschung im Feld der Bevölkerungs- und Familienwissenschaft stärker die *Lebensverlaufs-perspektive* zu integrieren.
- Neben der Dauerhaftigkeit soll auch die *Wirksamkeit* von Leitbildern analysiert werden: Sind die geäußerten Vorstellungen zur Ausgestaltung des Familienlebens hinsichtlich gewünschter Kinderzahl u. ä. realisiert worden? Wie (stark) beeinflussen Familienleitbilder die Partnerschafts- und Familienentwicklungsprozesse? Bestehen dabei Unterschiede in der Effektstärke in Abhängigkeit von unterschiedlichen Leitbildern?
- Ein weites Feld stellen ferner Analysen zu den *Wechselwirkungen* zwischen *Leitbildern*, *Strukturen* und der *Handlungsebene* dar: Welche sozialstrukturellen Faktoren und auch familienpolitischen Rahmenbedingungen beeinflussen die Stabilität bzw. den Wandel von Familienleitbildern? Welche Faktoren haben die Umsetzung der geäußerten Leitbilder gefördert oder gehemmt?
- Wie wirken sich Diskrepanzen zwischen individuellen und gesellschaftlich wahrgenommenen Leitbildern auf das Handeln aus? Orientieren bei bedeutsamen Diskrepanzen Akteure ihr Handeln eher an gesellschaftlichen oder an individuellen Leitbildern?

Die zukünftige Leitbildforschung bietet vielfältige Entwicklungspotenziale: Zum einen fehlen in verschiedenen Themenfeldern Erkenntnisse über die Beschaffenheit von Familienleitbildern, zum Beispiel hinsichtlich der Beziehung zwischen betagten Eltern und ihren erwachsenen Kindern sowie hinsichtlich der Großeltern-Enkel-Beziehung. Neben solchen strukturellen Forschungslücken muss ergründet werden, wie Leitbilder prozessual im Lebensverlauf eines Individuums wirken. Längsschnittliche Analysen sind hier elementar, um Stabilität und Wandel biografisch zu erschließen. Offen ist auch die Frage, wie der Wandel von Familienleitbildern in Gang kommt und sich ausbreitet. Hier können auch Methoden aus der Medienwirkungs-

forschung hilfreich sein. Für eine wirksame Gestaltung und Ausrichtung von Familien- und Sozialpolitik ist es sinnvoll, ein tieferes Verständnis vom Zusammenwirken von Handeln und Familienleitbildern zu erhalten.

Über die AutorInnen

Norbert F. Schneider, Prof. Dr., Dipl.-Soz., ist seit 2009 Direktor des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (BiB) in Wiesbaden. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der Familien-, Bevölkerungs- und in der Mobilitätsforschung.

Sabine Diabaté, Dr. rer. pol. (Soziologie), ist Forschungsgruppenleiterin im Forschungsbereich „Familie und Fertilität“ am Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung (BiB) in Wiesbaden. Ihre Forschungsinteressen liegen in den Bereichen Migrations-, Familien- und Paarforschung.

Literatur

- Ajzen, I. (1985). From intensions to actions: A theory of planned behavior. In J. Kuhf & J. Beckmann (Hrsg.), *Action control: From cognition to behavior* (S. 11–39). Heidelberg: Springer.
- Becker, A. O., Lois, D., & Nauck, B. (2010). Unterschiede in den Fertilitätsmustern zwischen ost- und westdeutschen Frauen. Differenzierung der Rollen des kulturellen Hintergrunds und des Transformationsprozesses. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 35(1), 35–64.
- Billari, F. C., Philipov, D., & Testa, M. R. (2009). Attitudes, norms and perceived behavioural control: Explaining fertility intentions in Bulgaria. *European Journal of Population/Revue européenne de Démographie*, 25(4), 439–465.
- Böllert, K. (1993). Die ‚wiedervereinigte‘ Familie. Zur Dominanz herkömmlicher Familienleitbilder. In K. Böllert & H.-U. Otto (Hrsg.), *Die neue Familie. Lebensformen und Familiengemeinschaften im Umbruch* (S. 112–125). Bielefeld: Böllert, KT-Verlag.
- Dahrendorf, R. (1977, orig. 1958). *Homo Sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle*. Opladen: Westdeutscher.
- Diabaté, S., & Lück, D. (2014). Familienleitbilder – Identifikation und Wirkungsweise auf generatives Verhalten. *Zeitschrift für Familienforschung*, 26(1), 49–70.
- Diabaté, S., & Ruckdeschel, K. (2016). Gegen den Mainstream – Leitbilder zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum zur Erklärung der Abweichung von der Zweikindnorm. *Zeitschrift für Familienforschung*, 28(3), 328–356.
- Diabaté, S., Ruckdeschel, K., Bujard, M., Dorbritz, J., Lück, D., Naderi, R., Schiefer, K., & Schneider, N. F. (2017). *Familienleitbilder. Alles wie gehabt? – Partnerschaft und Elternschaft in Deutschland*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Diabaé, S., Ruckdeschel, K., Lück, D., Naderi, R., Dorbritz, J., Schiefer, K., Bujard, M., & Schneider, N. F. (2019). Familienleitbilder 2012 and 2016 – Methodology Report on the Panel Study. *BiB Daten- und Methodenberichte 1/2019*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Esser, H. (1990). „Habits“, „Frames“ und „Rational Choice“. *Zeitschrift für Soziologie*, 19(4), 231–247.
- Esser, H. (1991). Die Rationalität des Alltagshandelns. Eine Rekonstruktion der Handlungstheorie von Alfred Schütz. *Zeitschrift für Soziologie*, 20(6), 430–445.
- Esser, H. (2002). Ehekrisen: Das (Re-)Framing der Ehe und der Anstieg der Scheidungsraten. *Zeitschrift für Soziologie*, 31(6), 472–496.
- Evertsson, M., & Grunow, D. (2016). Narratives on the transition to parenthood in eight European countries. The importance of gender culture and welfare regime. In D. Grunow & M. Evertsson

- (Hrsg.), *Couples' transitions to parenthood: Analysing gender and work in Europe* (S. 269–294). Cheltenham: Edward Elgar Publishing.
- Giesel, K. D. (2007). *Leitbilder in den Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Grunow, D., & Baur, N. (2014). Die Korrespondenz von normativen Vorstellungen und Handeln. Das Beispiel männlicher Hausarbeit. *Comparative Population Studies*, 39(3), 479–520.
- Grunow, D., Schulz, F., & Blossfeld, H.-P. (2007). Was erklärt die Traditionalisierungsprozesse häuslicher Arbeitsteilung im Eheverlauf: soziale Normen oder ökonomische Ressourcen? *Zeitschrift für Soziologie*, 36(3), 162–181.
- Janssen, S. M. J., & Rubin, D. C. (2011). Age effects in cultural life scripts. *Applied Cognitive Psychology*, 25(2), 291–298.
- Johnson-Hanks, J. A., Bachrach, C. A., Morgan, S. P., & Kohler, H.-P. (2011). The theory of conjunctural action. In J. A. Johnson-Hanks, C. A. Bachrach, S. P. Morgan & H.-P. Kohler (Hrsg.), *Understanding family change and variation* (S. 1–22). Dordrecht/Heidelberg/London/New York: Springer Netherlands.
- Kaa, D. J. van de. (1987): Europe's second demographic transition. *Population Bulletin*, 41(1), 3–57.
- Kaufmann, F. X. (1990). *Zukunft der Familie. Stabilität, Stabilitätsrisiken und Wandel der familialen Lebensformen sowie ihre gesellschaftlichen und politischen Bedingungen*. München: Beck.
- Lesthaeghe, R. (1992). Der zweite demographische Übergang in den westlichen Ländern. Eine Deutung. *Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft*, 18(3), 313–354.
- Lück, D., & Diabaté, S. (2015). Familienleitbilder: Ein theoretisches Konzept. In N. F. Schneider, S. Diabaté & K. Ruckdeschel (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland* (Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft, Bd. 48, S. 19–28). Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Lück, D., Gründler, S., Naderi, R., Dorbritz, J., Schiefer, K., Ruckdeschel, K., Hiebl, J., Wolfert, S., Stadler, M., & Pupeter, M. (2013). Familienleitbilder 2012. Methodenbericht zur Studie. *BiB Daten- und Methodenberichte 2/13*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Lück, D., Diabaté, S., & Ruckdeschel, K. (2017). Cultural conceptions of family as inhibitors of change in family lives: The ‚Leitbild‘ approach. In V. Česnutté, D. Lück & E. D. Widmer (Hrsg.), *Family continuity and change. Contemporary European perspectives* (S. 61–86). London: Palgrave Macmillan.
- Lüscher, K. (1997). Familienrhetorik, Familienwirklichkeit und Familienforschung. In L. A. Vaszkovics (Hrsg.), *Familienleitbilder und Familienrealitäten* (S. 50–67). Opladen: Leske + Budrich.
- Mayer, B., & Trommsdorff, G. (2010). Adolescents' value of children and their intentions to have children: a cross-cultural and multilevel analysis. *Journal of Cross-Cultural Psychology*, 41(2010), 5–6, 671–689.
- McDonald, P. (2000). Gender equity, social institutions and the future of fertility. *Journal of Population Research*, 17(1), 1–16.
- Pfau-Effinger, B. (1996). Analyse internationaler Differenzen in der Erwerbsbeteiligung von Frauen. Theoretischer Rahmen und empirische Ergebnisse. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 48(3), 462–492.
- Pfau-Effinger, B. (2004). Socio-historical paths of the male breadwinner model – An explanation of cross-national differences. *The British Journal of Sociology*, 55(3), 377–399.
- Pfau-Effinger, B. (2005). Wandel der Geschlechterkultur und Geschlechterpolitiken in konservativen Wohlfahrtsstaaten – Deutschland, Österreich und Schweiz. http://www.fu-berlin.de/sites/gpo/tagungen/Kulturelle_Hegemonie_und_Geschlecht_als_Herausforderung/Birgit_Pfau-Effinger_Wandel_der_Geschlechterkultur_und_Geschlechterpolitiken_in_konservativen_Wohlfahrtsstaaten_Deutschland_Oesterreich_und_Schweiz/index.html. Zugegriffen am 16.12.2014.
- Ruckdeschel, K. (2015). Verantwortete Elternschaft: „Für die Kinder nur das Beste“. In N. F. Schneider, S. Diabaté & K. Ruckdeschel (Hrsg.), *Familienleitbilder in Deutschland. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft* (Bd. 48, S. 191–205). Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.

- Schneider, N. F., Naderi, R., & Ruppenthal, S. (2012). Familie in Deutschland nach dem gesellschaftlichen Umbruch. Sind Ost-West-Differenzierungen in der Familienforschung zwanzig Jahre nach der Wiedervereinigung noch sinnvoll? In J. Huinink, M. Kreyenfeld & H. Trappe (Hrsg.), *Familie und Partnerschaft in Ost- und Westdeutschland. Ähnlich und doch immer noch anders. Zeitschrift für Familienforschung, Sonderheft 9* (S. 29–53). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Schneider, N. F., Diabaté, S., & Ruckdeschel, K. (Hrsg.). (2015). *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zur Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft* (Bd. 48). Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.
- Schneider, N. F., Diabaté, S., Bujard, M., Dorbritz, J., Lück, D., Naderi, R., Ruckdeschel, K., Schiefer, K., & Panova, R. (2016). *Familienleitbilder in Deutschland (FLB)*. Köln: GESIS Datenarchiv. ZA6760 Datenfile Version 1.0.0. <https://doi.org/10.4232/1.12648>.
- Schulz, F., & Blossfeld, H.-P. (2006). Wie verändert sich die häusliche Arbeitsteilung im Eheverlauf? Eine Längsschnittstudie der ersten 14 Ehejahre in Westdeutschland. *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 58(1), 23–49.
- Wolfert, S., Stadler, M., Schneekloth, U., Diabaté, S., Lück, D., Naderi, R., Dorbritz, J., Schiefer, K., Ruckdeschel, K., Bujard, M., & Schneider, N. F. (2017). Familienleitbilder 2016. Methodenbericht zur 2. Welle. *BiB Daten und Methodenberichte 1/2017*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Wurzbacher, G. (1958). *Leitbilder gegenwärtigen deutschen Familienlebens. Methoden, Ergebnisse und sozialpädagogische Folgerungen einer soziologischen Analyse von 164 Familienmonographien*. Stuttgart: Enke.

Literatur zum Weiterlesen

- Diabaté, S., & Ruckdeschel, K. (2016). Gegen den Mainstream – Leitbilder zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum zur Erklärung der Abweichung von der Zweikindnorm. *Zeitschrift für Familienforschung*, 28(3), 328–356.
- Diabaté, S., Ruckdeschel, K., Bujard, M., Dorbritz, J., Lück, D., Naderi, R., Schiefer, K., & Schneider, N. F. (2017). *Familienleitbilder. Alles wie gehabt? – Partnerschaft und Elternschaft in Deutschland*. Wiesbaden: Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung.
- Schneider, N. F., Diabaté, S., & Ruckdeschel, K. (Hrsg.). (2015). *Familienleitbilder in Deutschland. Kulturelle Vorstellungen zur Partnerschaft, Elternschaft und Familienleben. Beiträge zur Bevölkerungswissenschaft* (Bd. 48). Opladen/Berlin/Toronto: Verlag Barbara Budrich.